Das Füllhorn der Natur

Autor(en): **Gerlach, Richard**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 14

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-669545

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Richard Gerlach

DAS FÜLLHORN DER NATUR

Nach der Sage des Altertums hatte Zeus seiner Pflegemutter, der Nymphe Amaltheia, ein Horn geschenkt, das ihr alles gewährte, was sie sich nur wünschen konnte. Blumen und Früchte wuchsen daraus hervor, es strömte Nektar und Ambrosia aus, und als Sinnbild des Ueberflusses prangt es auf antiken Vasen und Wandgemälden.

Der Gedanke, dass die Natur immer wieder einen unerschöpflichen Reichtum hervorbringt, überkommt uns in jedem Frühjahr. Die Myriaden der aufbrechenden Knospen und schlüpfenden Lärvchen werden wie aus einem unermesslichen Füllhorn über Erde und Meer ausgeschüttet, und kein Mensch ist imstande, mehr als einen geringen Ausschnitt aus dieser Vielgestaltigkeit zu erfassen. Nicht karge Sparsamkeit waltet hier, sondern unübersehbare Verschwendung. Ein einziges Karpfenweibchen setzt Hunderttausende von Eiern ab, ein Kabeljauweibchen drei bis fünf Millionen, ein Seefroschweibchen zehntausend. Diese Fruchtbarkeit mutet uns an, als werde unser Planet plötzlich von einer oder der anderen Tierart überschwemmt, und doch stellt sich alsbald das Gleichgewicht wieder her; denn die Rate der Geburten wird durch die der Verluste wieder ausgeglichen.

Das sind fast verwirrende Zahlen. Aber nicht nur in ihnen zeigt sich eine schöpferische Kraft, neben der alle menschlichen Entwürfe eng und winzig erscheinen. Die Natur beschränkt sich nicht auf das, was uns zweckmässig vorkommen mag, sie tut vieles gleichsam wie in einem Einfall unbekümmerter froher Laune und erzeugt Formen und Farben, welche die kühnsten Phantasien der genialsten Künstler unendlich übertreffen. Was auch immer im Geiste eines Menschen Gestalt annimmt, muss auf eine vielfach verborgene Weise einer früher wahrgenommenen Wirklichkeit entstammen, aus dem Unbewussten steigend, Traumgebäude aus versunkenen Erinnerungen errichtend, ein kühner Sprung über das bisher Gewesene hinaus. Aber etwas muss schon vorher vorhanden sein: die Natur, zu der wir alle immer wieder zurückkehren.

Wie viele Tiergestalten gehen über das hinaus, was wir für notwendig halten würden. Der Pfau zum Beispiel treibt eine Prachtentfaltung, wenn er sein Rad schlägt, die durch das Balzspiel allein nicht erklärt werden kann. Die Selbstdarstellung vieler Vögel zielt überhaupt nicht auf einen unmittelbaren Zweck ab. Unter den Paradiesvögeln gibt es einen Wimpelträger, dem zwei Schmuckfedern an den Kopfseiten entspringen. Sie ragen bis über den Schwanz hoch in die Luft hinaus; der Vogel müsste eigentlich damit im Gezweig hängen bleiben. Auch für den grünschillernden mittelamerikanischen Quesal müsste der langherabwallende Schwanz beinahe hinderlich sein, und so haben auch Finkenvögel wie die Dominikanerwitwen wahre Schleppkleider von Schwänzen. Der Argusfasan breitet bei der Balz rasselnd seine wunderschönen Armschwingen und stellt die zwei langen Federn des Schwanzes hoch; seine Handschwingen sind so verkürzt, dass er nur unbeholfen fliegen kann. Ein Singvogelverwandter, der australische Leierschwanz, kippt bei der Balz die Schleierfedern des Schwanzes vor und breitet sie bis über den Kopf aus. Unter dieser zitternden Decke verschwindet gleichsam der ganze Vogel. Das ist ein Schauspiel, mit dem der Leierschwanz sein Wesen und seine Daseinslust ausdrückt, er liebt die Tänze und singt und spottet dazu, einer der begabtesten Sänger überhaupt. Was er da treibt, ist ihm gewiss nicht besonders nützlich, sondern ein Ausdruck der Lebensfreude. So behauptet er sich in seinem Revier, und seine Stimmung überträgt sich auf das brütende Weibchen. Wenn er nur sein Gebiet verteidigen wollte, brauchte es nicht solchen Aufwandes. Auch der Vogelgesang ist mehr als nur eine Kundgebung, dass ein Nistrevier schon besetzt ist. Der Wettgesang der Nachtigallen hätte dazu nicht des Schmelzes und der süssen Klangfülle bedurft.

Wir brauchen gar nicht so weit zu gehen, um uns an dem Gefieder eines Vogels zu entzücken. In meinem Buch «Die Gefiederten» (Hamburg 1953) habe ich unseren gewöhnlichen Feldfasan zu schildern versucht: «Ist das wirklich ein Bronzegrün, das den Kopf schmückt? Ist es nicht zugleich auch ein tiefes Nachtblau? Schillern beide Farben nicht ineinander, um an der Kehle ins Metallische überzugehen, und ist nicht jede ein-

zelne der schwarzgesäumten Federn am Ende wieder purpurblau? Der Nacken hat einen feurigen Goldglanz. Wir hätten die Rosen, die blutrote Einfassung der Augen, fast vergessen. Nun folgen Kupfer, mit schwarzen Mondsicheln gefleckt, und die mit weissen Pfeilen übersäten Schultern. So wechselt es zwischen Orange, Rostbraun und Gelb bis zum Purpur des Bürzels. Was für ein Zierat ist der lange, an den Rändern zerschlissene Schwanz, kastanienbraun, olivgrün überflogen, mit samtschwarzen Binden betupft. Aber das Bild ist unvollkommen: man muss den ganzen Vogel sehen, wie Farbe mit Farbe verschmilzt, hundert Tönungen, die sich zusammenfügen.»

Die buntesten Vögel bewohnen die Tropen; Tukane, Kolibris, Aras, Edelpapageien, Tangaren, Glanzstare überbieten die Blumen an leuchtender Pracht. Aber auch unter unseren einheimischen Vögeln sind so auffallende wie der Eisvogel, der Pirol, die Blauracke, der Gartenrotschwanz und die Kohlmeise, sie tragen mehr als dreihundert verschiedene Kleider. Ein Stieglitz mit dem lustigen Gelb auf den Flügeln ist gar nicht zu übersehen. Eine gleichförmige Anpassung an die Umgebung ist durchaus nicht die Regel.

Das wird noch augenscheinlicher bei der Betrachtung der Schmetterlinge. Die Schwalbenschwänze, Bläulinge und Pfauenaugen fliegen ins Licht, um gesehen zu werden. Die Papillioniden Neuguineas sind zauberhaft schön. Das Männchen von Triodes paradiseus schimmert grün und golden, und schwarze Ränder heben das Gefüge der Flügel hervor. Himmelblau mit schwarzen Kreisflecken auf den Hinterflügeln ist der Papilio aristolochiae aus Indien. Die afrikanischen Goliathkäfer mit dem kugelig gestreiften Halsschild, die Hirschkäfer, Heldböcke und Herkuleskäfer mit gewaltiger oder weitabstehender Kopfzier, sie alle fallen auf. Sie sind nicht geschaffen, um unsichtbar im Verborgenen zu hausen. Auch unter den Fischen gibt es juwelenhaft leuchtende wie die Neonfische Brasiliens, solche, die schnell die Farben wechseln wie unsere dreistachligen Stichlinge, Schmetterlingsfische mit flügelartigen Brustflossen, Segelkärpflinge mit Rückenflossen, die wie Fahnentücher entfaltet werden — ein tausendfaches Spiel der berückendsten Formen, das weit über Zweckmässigkeit und Anpassung hinausgeht.

Das grosse Füllhorn der Natur beschenkt die Erde mit soviel Schönheit, dass ein Menschenleben nicht ausreicht, dies alles erschauend aufzunehmen. Freuen wir uns an dem, was vor unserer Tür liegt und uns zugänglich ist: es ist genug.

Gret Hess

ICH BIN VOLLER SEHNSUCHT

Ich bin voller Sehnsucht nach grünenden Zweigen
nach rieselnden Wassern aus tauendem Schnee,
zu sehn wie die Schwäne die Hälse neigen,
wie kleine Kinder nach Massliebchen zeigen
und wie sich die Sonne vergoldet im See.

Ich bin voller Sehnsucht nach föhnklaren Tagen,
wo nahe der Schneeberge Herrlichkeit grüsst,
ich lausche den zärtlich klingenden Fragen,
dem Vogelsang der kurz vor dem Tagen
uns lieblich die halbwache Frühstunde süsst.

Ich bin voller Sehnsucht den Himmel zu schauen,
wenn dunstiger Nebel im Blauen sich löst,
wenn über den Wassern im Ungenauen
ein Schiffer seinen beladenen Nauen
mit langsamen Rudern vom Ufer stösst.

Ich bin voller Sehnsucht nach flatternden Fahnen,
nach farbigen Wimpeln und Segeln im Wind,
nach rasselnden, pfeifenden Eisenbahnen ...
und Zugvögel können mein Herzklopfen ahnen
die flugbereit voller Erwartungen sind.